

Markus Kaiser (Herausgeber)

W-Seminar **Medien**

**„Online Plus“
zum Buch P-Seminar Medien**

Verlag Dr. Gabriele Hooffacker
Edition MedienCampus Bayern

Dieser Beitrag gehört als „Online Plus“ zum Buch
P-Seminar Medien, herausgegeben von Markus Kaiser,
München 2013, www.p-seminar.org

© Verlag Dr. Gabriele Hooffacker/MedienCampus Bayern e.V., München 2013
Alle Rechte vorbehalten.
Lektorat: Dr. Gabriele Hooffacker
Umschlaggestaltung: Markus Keller, Schongau
Satz: Markus Keller, Schongau
Weiterführende Informationen, Links und Downloads finden Sie auf
www.p-seminar.org

Inhaltsverzeichnis

4.	W-Seminare Medien	
4.1	Einführung (Tim Frohwein)	5
4.2	Die Praxis wissenschaftlichen Arbeitens (Marylin Fleck)	8
4.3	Themenvorschläge für den Unterricht (Ludwig Hinkofer)	12
4.4	Wie gewinne ich wissenschaftliche Daten? (Verena Walter)	16
4.5	Formale Kriterien wissenschaftlichen Arbeitens (Stefan Synek)	20
4.6	Warum es sich lohnt, das Handwerk des wissenschaftlichen Schreibens zu erlernen (Katrin Frank)	25

4. W-Seminar Medien

4.1 Einführung

Von *Tim Frohwein*

Karl Poppers wissenschaftstheoretische Überlegungen bilden das Grundgerüst des gegenwärtigen Wissenschaftsverständnisses. Folgt man seinen Überlegungen, ist ein nachhaltiger Erkenntnisgewinn nur dann möglich, wenn sich Forscher an gewisse Spielregeln halten. Ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte zeigt jedoch: Auch diese Regeln konnten Betrug und Täuschung nicht verhindern – immer noch suchen Forscher in den falschen Tunneln den Weg ans Licht.

Wissenschaftliche Theorien befinden sich in einem ständigen evolutionären Wettkampf, dabei überleben nur diejenigen Theorien, die sich auch in der Empirie bewähren – diese Kernaussagen lassen sich aus Karl Poppers berühmten Werk „Objektive Erkenntnis: ein evolutionärer Entwurf“ (1973) exzerpieren. Übertragen auf die Forschungspraxis bedeutet das: Wird eine Theorie durch die im Rahmen einer Befragung, Beobachtung oder Inhaltsanalyse (siehe Kapitel 4.3) erhobenen Daten widerlegt, gilt sie als falsifiziert. Folgt man Poppers Anweisungen weiter, muss der Forschende im nächsten Schritt seine Theorie nachbessern, also vorhandene Hypothesen modifizieren bzw. neue Hypothesen hinzufügen. Die zuvor falsifizierten Hypothesen dagegen werden verworfen und landen im „Fossilienfundus der Wissenschaftsgeschichte“¹. Theorien, die unwahre Aussagen implizieren, werden so sukzessive aussortiert, die übriggebliebenen tragen zum Erkenntnisgewinn bei.

Dieser evolutionäre Ausschlussmechanismus funktioniert jedoch nur, wenn wissenschaftliche Ergebnisse auf vergleichbare Weise zustande kommen. So ist es notwendig, auf dem Weg dorthin, in der wissenschaftlichen Praxis, gewisse Grundsätze zu beachten. In ihrer Denkschrift „Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ (1998) hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) eben diese Grundsätze formuliert. Darin heißt es, der Wissenschaftler habe die Verpflichtung, *lege artis* zu arbeiten, also bei der Aufzeichnung wissenschaftlicher

Ergebnisse klare Regeln einzuhalten. Weiter werden die Forscher von der DFG dazu angehalten, sich selbst und die eigene Vorgehensweise ständig zu hinterfragen, einen ehrlichen Umgang mit der *scientific community* zu pflegen und entstandene Resultate sorgfältig zu dokumentieren.²

Leider wurde gegen diese Grundsätze in der Wissenschaftshistorie immer wieder verstoßen: Wissenschaftler fälschten Grafiken, manipulierten Statistiken oder führten in ihren Untersuchungen Fälle an, die schlichtweg gar nicht existierten. Für letztgenannte Fälschungsmethode steht in exemplarischer Weise der Fall des britischen Psychologen Cyril Burt. Dieser hatte 1955 eine Studie zur Intelligenzvererbung durchgeführt und dabei getrennt und gemeinsam aufgewachsene Zwillinge beobachtet. Die Untersuchung ergab, dass getrennt aufgewachsene Zwillinge, obwohl unter anderen Umständen sozialisiert, vergleichbar hohe Intelligenzwerte aufweisen. Da auch die Werte bei gemeinsam aufgewachsenen Zwillingen nicht weit auseinander lagen, sah sich Burt in seiner Annahme bestätigt: Intelligenz ist zu einem sehr hohen Grad vererbbar. Diese These hielt fortan Einzug in die britische Schulforschung und war in den Folgejahren Stein des Anstoßes für etliche Forschungsarbeiten. Erst elf Jahre später, im Jahr 1966, wurde klar, dass die Burt-Anhänger einem Schwindel erlagen waren. Die unwahrscheinlich hohe Fallzahl – Burt gab in seinen Untersuchungen an, 53 eineiige, getrennt aufgewachsene Zwillingspaare untersucht zu haben – hatte die Wissenschaftsgemeinde auf die betrügerische Fährte gebracht. Die Analyse seines Tagebuchs ließ schließlich keine Zweifel mehr daran, dass Burt einige Zwillingspaare einfach erfunden hatte.³

Mit Regeln und Kontrollmechanismen versuchen Einrichtungen wie die DFG heute, Betrug und Fälschung in der Wissenschaft zu erschweren. Auch der Poppersche Falsifikationismus trägt dazu bei, dass wissenschaftliche Erkenntnisse, die auf falschen Behauptungen basieren, aussortiert werden – zumindest auf lange Sicht. Das Problem dabei ist: Bis zum Zeitpunkt der Aussonderung wurden bereits etliche Wissenschaftler auf den falschen Pfad gelockt, viel Zeit und Energie wurde in Projekte gelenkt, die von Anfang an zum Scheitern verurteilt waren. Oder um es mit einer Metapher anschaulich zu machen: Wissenschaftler graben Tunnel, um einen Weg aus dem Gefängnis der

beschränkten Erkenntnis zu finden. Und während aufrichtige Forscher in diesen Tunneln schaufeln und arbeiten, weil sie am Ende neue Einsichten vermuten, locken unehrliche Wissenschaftler ihre Mitinsassen vorsätzlich in den eigenen Tunnel – wohl wissend, dass einige Meter später nur eine undurchdringliche Wand wartet.

Literatur:

- Deutsche Forschungsgemeinschaft: Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis: Empfehlungen der Kommission „Selbstkontrolle in der Wissenschaft“. Denkschrift. Weinheim 1998.
- Diekmann, Andreas: Betrug und Täuschung in der Wissenschaft. Datenfälschung, Diagnoseverfahren, Konsequenzen. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 31 (1), 2005, S. 7-29.
- Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek 2007 (17. Auflage).
- Popper, Karl: Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf, Hamburg 1973.

¹ Diekmann 2007, S.153.

² vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft 1998, S. 7.

³ vgl. Diekmann 2005, S.17f.

4.2 Die Praxis wissenschaftlichen Arbeitens

Von *Marylin Fleck*

Die Praxis wissenschaftlichen Arbeitens lässt sich grob in drei Phasen unterteilen: In einem ersten Schritt wird der Forschungsgegenstand systematisch eingekreist, damit am Ende ein klar umrissenes Thema benannt werden kann. Sollte das Forschungsvorhaben einen empirischen Teil beinhalten, folgt in einem nächsten Schritt die Phase der Datenerhebung. Das heißt, es werden Beobachtungen durchgeführt, Fragebögen verteilt oder Interviews geführt. In der Abschlussphase werden die gewonnenen Erkenntnisse zu Papier gebracht. Beim Schreiben eines wissenschaftlichen Berichts gilt es besonders, gewisse formale Kriterien einzuhalten – nur auf diese Weise wird die Vergleichbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse sichergestellt.

Zu Beginn einer jeden wissenschaftlichen Arbeit – egal ob für das W-Seminar, die Bachelor-, Master- oder Doktorarbeit – steht die Themenfindung. In einem nächsten Schritt wird das Forschungsproblem formuliert und nach geeigneter Literatur gesucht. Mit diesen drei Arbeitsschritten ist die Basis für eine wissenschaftlich anspruchsvolle und gelungene Arbeit gelegt.

Das Thema richtet die Inhalte einer wissenschaftlichen Arbeit auf ein bestimmtes Ziel aus.⁴ Welches Thema konkret gewählt wird, ist von einer Vielzahl von Faktoren abhängig. Die zur Verfügung stehenden Quellen, Materialien und Möglichkeiten der Datengewinnung sollten ebenso wie die persönliche Eignung und Neigung des Schreibers beachtet werden.⁵ Ein weiterer Faktor, den man nicht ignorieren sollte, ist das Kompetenzfeld des Korrigierenden. Ist das Thema eines seiner Spezialgebiete, wird es eine große Herausforderung sein, ihn mit neuen Erkenntnissen zu begeistern. Andererseits kann er hierfür mehr Literaturempfehlungen und Recherchetipps geben.

Themenfindung leicht gemacht: Durch Kreativitätstechniken, interpersonale und literaturbasierte Strategien

Unter Berücksichtigung dieser Faktoren ist der Weg von der Idee zum Thema für das W-Seminar geebnet. Hierfür werden an dieser Stelle exemplarisch einige Strategien zur Themenfindung vorgestellt. Man

kann zwischen persönlichen, interpersonellen sowie literaturbasierten Strategien unterscheiden.

Die persönliche Strategie geht primär von eigenen Erfahrungen und Interessen aus. Eine der bekanntesten Kreativitätstechniken, um Ideen zu generieren, ist das Brainstorming. Jeder Gedanke, der dem Themensuchenden spontan einfällt, wird schriftlich festgehalten. Wichtig ist, dass diese Gedanken nicht bereits von vornherein zensiert werden. Eine strukturiertere Kreativitätstechnik der Themenfindung ist das Mindmapping, wobei man vom Kernbegriff ausgeht und Unterkategorien dieses Begriffes bildet.

Die interpersonellen Strategien der Themenfindung nutzen Kontakte zu anderen Personen. Gespräche mit Lehrern bieten hierzu Gelegenheit. Bei den literaturbasierten Strategien der Themenfindung durchforstet man wissenschaftliche Zeitschriften, Dissertationen, Monografien etc.. Hier werden häufig Vorschläge für weitere Forschungsfragen und Themengebiete gegeben. Das Internet bietet ebenfalls potenzielle Themengebiete für wissenschaftliche Fragestellungen. Hierbei ist zu beachten, dass sich neben den allgemeinen Suchmaschinen vor allem wissenschaftliche Suchmaschinen, wie zum Beispiel „Scirus“, eignen.⁶

Um eine aussagekräftige, fokussierte und klare Arbeit zu verfassen, ist es neben der Themenfindung unabdingbar, eine klare Fragestellung zu formulieren. Die Fragestellung schildert den Kern einer Arbeit und zeigt auf, was genau im Hauptteil geschildert wird und wieso die Arbeit gelesen werden sollte. Die Fragestellung ist „die entscheidende Weichenstellung“⁷ für eine erfolgreiche Themenumsetzung.

Um eine wissenschaftlich anspruchsvolle Arbeit zu erstellen, sind qualitativ und quantitativ angemessene Literaturquellen unabdingbar. Primär sollte hierbei allerdings Wert auf die Qualität der Quellen (zum Beispiel hinsichtlich Relevanz und Aktualität) gelegt werden. Als Literatureinstieg können Empfehlungen des Lehrers oder aber die eigene Literaturrecherche dienen. Die gängigsten zitierwürdigen Quellenarten sind Monographien, Sammelwerke, Fachzeitschriften und Fachlexika. Graue Literatur – wie zum Beispiel Dissertationen, Masterarbeiten und Firmenschriften – können nur zitiert werden, falls diese veröffentlicht und somit allgemein zugänglich sind. Nicht zitierwürdig sind Praxisbücher, allgemeine Lexika, Einführungslite-

ratur, Skripten, Artikel in Boulevardzeitungen und allgemeine Internetseiten.⁸

Allgemeine Internetquellen sind qualitativ meist weniger wählerisch und müssen daher differenziert betrachtet werden. Besser geeignet sind ausgewählte Internetseiten, wie zum Beispiel „google scholar“, Unternehmenswebseiten, die Website des Statistischen Bundesamtes und Seiten von Marktforschungsinstituten. Eine sehr gute Quelle für wissenschaftliche Literatur bieten die Bibliothekskataloge. Der in Bayern bekannteste Online-Bibliothekskatalog ist der „OPACplus“. Hier ist die Literatursuche ohne Benutzerausweis über das Internet möglich. Spezielle Zeitschriftenartikel können nur in der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek (EZB) aufgefunden werden.⁹ Zugang zum gesamten Datenbankangebot der Bayerischen Staatsbibliothek erhält man ebenfalls über die Homepage. Weitere Informationen zu den Recherchemöglichkeiten zur Aus- und Fernleihe und zum Bibliotheksbestand finden sich auf der Homepage der Bayerischen Staatsbibliothek (www.bsb-muenchen.de). Zum Erlernen der Recherche und zum Kennenlernen der Bayerischen Staatsbibliothek ist neben den „E-Tutorials“ besonders eine kostenlose Führung für Schulklassen zu empfehlen.

Aus der Bandbreite der zur Verfügung stehenden Quellen muss Literatur für das zentrale Thema recherchiert werden. Strategische Ansätze hierfür bieten die *Schlagwortsuche* (systematische Recherche) und das *Schneeballsystem* (unsystematische Recherche). Bei der Schlagwortsuche hält man Ausschau nach Begriffen, die das Thema inhaltlich beschreiben. Diese Suchweise ist besonders geeignet, um alle verfügbaren Quellen zu einem Thema zu finden. Jedes Buch, das in den Bibliothekskatalog aufgenommen wird, wird mit thematischen Schlagwörtern versehen. Diese Suchstrategie ist besonders zu empfehlen, wenn Autor und Titel unbekannt sind.¹⁰

Ausgangspunkt für die Suchstrategie nach dem Schneeballsystem ist eine spezielle, für das Thema relevante Quelle. Man durchsucht die Quellenangaben und das Literaturverzeichnis dieser bedeutsamen Quelle, um so auf eine Vielzahl weiterer wesentlicher Literatur zu gelangen. Zudem findet man auf diese Weise die Grundlagenliteratur eines Themengebietes. Die neuesten Erkenntnisse zu einem Themengebiet können auf diesem Wege dagegen nicht gefunden werden.

Überdies besteht hier die Gefahr, dass man nur auf sehr meinungs-
homogene Literatur, publiziert von einem bestimmten Autorenkreis,
stößt. Deswegen empfiehlt sich in jedem Fall eine Kombination aus
beiden Suchstrategien.¹¹

Literatur:

Bänsch, Axel: Wissenschaftliches Arbeiten, Seminar- und Diplomarbeiten,
München 2003 (8. Auflage).

Brink, Alfred: Anfertigung wissenschaftlicher Arbeiten, München 2007 (3. Auflage).

Ebster, Claus/Stalzer, Lieselotte: Wissenschaftliches Arbeiten für Wirtschafts- und
Sozialwissenschaftler, Wien 2008 (3. Auflage).

Esselborn-Krumbiegel, Helga: Von der Idee zum Text. Eine Anleitung zum wissen-
schaftlichen Schreiben, Paderborn 2008 (3. Auflage).

⁴ vgl. Bänsch 2003, S. 1f.

⁵ vgl. Esselborn-Krumbiegel 2008, S. 63.

⁶ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 28ff.

⁷ Bänsch 2003, S. 57.

⁸ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 63.

⁹ vgl. ebd., S. 44ff.

¹⁰ vgl. Brink 2007, S. 59.

¹¹ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 45.

4.3 Themenvorschläge für den Unterricht: Medientrends

Von Ludwig Hinkofer

Die Welt der Medien befindet sich in einer spannenden Zeit. Mit enormer Geschwindigkeit werden permanent neue technologische Weiterentwicklungen und Erfolge auf den Markt gebracht. So sind es mal Berichte von Facebook über neue „Features“, die nur zu gerne von der großen Facebook-Nutzergemeinschaft angenommen werden. Dann sind es neue Produkte von Apple, wie zum Beispiel eine neue Version des iPhone oder des iPad, die für lange Schlangen am ersten Verkaufstag vor den Apple-Stores sorgen. Diese Unternehmen haben, wie viele weitere, wohl einiges richtig gemacht, sie haben aus gewöhnlichen „Usern“ (englisch für Anwender) wahre „Fans“ gemacht, das Ziel jedes Marketing-Strategen.

Was ist das Geheimnis dieses Erfolges? Sicherlich ist es eine starke technische Innovationskraft, hinzu kommt die Kombination mit Kreativität bei der Gestaltung des Designs und dem Erkennen, was in der Anwendung wirklich nützt. Das wiederum baut auf einer genauen Analyse der Bedürfnisse der Menschen in ihrem privaten und beruflichen Umfeld auf. Dabei wurde auch erkannt, dass es neben der reinen sachlichen Information vor allem „Infotainment“ ist, was gerne angenommen und genutzt wird. Neben fast schon spielerischen Bedienungselementen der Geräte zeigt es sich in der Darstellung der Inhalte, wenn beispielsweise zur Auflockerung Videos eingebaut werden, Verlinkungen, Audiobeiträge, Facebook-Foren zum Austausch oder interaktive Mitmachangebote. Beispielsweise wenn bei Casting-Shows im Fernsehen parallel auf dem Smart-Phone, iPad oder Computer ein so genannter „Second Screen“ angeboten wird, über den man an Abstimmungen zu den Castings teilnehmen und dabei etwas gewinnen kann. Es wird ein Forum für Facebook angezeigt und man sieht, wer von den eigenen Freunden ebenfalls zusieht, kann sich mit diesen Freunden austauschen und gemeinsam bei Ratespielen unterstützen. Man spricht dann in diesem Zusammenhang von „Social TV“. Damit ist auch bereits ein großes Trend-Thema angesprochen: Digitalisierung im TV-Bereich. Neben Social TV spricht man auch von

„Smart TV“, wenn das Fernsehgerät internetfähig ist und der User vielfältige zusätzliche Informations- und Interaktionsangebote bekommt, die er über die Fernbedienung direkt am Fernschirmschirm aufrufen und auswählen kann. Es kann dann auch dort via Facebook oder Twitter mit anderen Zuschauern über den gerade laufenden Film diskutiert werden, oder man sucht die schicken Schuhe der Casting-Gewinnerin im Online-Shop und bestellt auch gleich. Sie können sich über das Video-on-Demand-Angebot auch Sendungen der vergangenen Tage und Wochen ansehen oder sich über das Fernsehangebot der nächsten Wochen informieren und über die Trailer bereits auf den jeweiligen Film einstimmen.

Wenn von *Medientrends* die Rede ist, dreht sich fast alles um das Thema Online und damit dem Zugang zum Internet. Insgesamt nutzen im Jahre 2011 bereits 73,1 Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland regelmäßig das Internet (ab 14 Jahren) – Tendenz steigend. Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung ist davon auszugehen, dass in Zukunft das Internet von fast allen Deutschen genutzt wird. In der Altersgruppe von 14 bis 19 Jahren waren es im Jahr 2012 bereits 97,3 Prozent.¹²

Viele der Vorteile sind bekannt: Über Suchmaschinen wie Google findet man ganz schnell gewünschte Informationen, E-Mail ist als Kommunikationsmöglichkeit, insbesondere im beruflichen Umfeld, nicht mehr wegzudenken. So gut wie jedes Unternehmen hat eine Homepage, und es gibt inzwischen eine unüberschaubare Fülle an Unternehmen, die nur über ihren Online-Shop Produkte und Dienstleistungen vertreiben, dies fällt dann unter den Begriff des eCommerce. Diese steigende Online-Präsenz der deutschen Bevölkerung hat eine ganz entscheidende Auswirkung auf die Werbung der Unternehmen: für die wird es immer attraktiver, online zu werben – beispielsweise über einen Banner, der auftaucht, sobald jemand einen bestimmten Suchbegriff in Google eingegeben hat. Der Anteil der Werbeausgaben im Online-Bereich hat 2011 bereits 19,6 Prozent¹³ an den gesamten Werbeinvestitionen in Deutschland betragen. Für das Image von Unternehmen wird es immer wichtiger, wie sie sich auf ihrer Homepage präsentieren und wie es ihnen gelingt, sich über Werbung im Internet darzustellen. Und besonders wichtig ist es, dass die Werbung für das Unternehmen auch tatsächlich gefunden wird. Darum kümmern sich

dann die Experten des Online-Marketing. Sie sind in der Regel noch für ein weiteres Trend-Thema zuständig: den zielgerichteten Einsatz von Social Media. Darunter fallen die bekannten Instrumente/Tools wie Facebook, Twitter, Podcast, YouTube oder Blogs. Bereits drei Viertel der deutschen Unternehmen setzen inzwischen Social-Media-Anwendungen ein. Es geht um die kommunikative Vernetzung von Menschen mit dem Ziel, dass der Kontakt zu neuen Kunden hergestellt wird und zu den bestehenden Kunden gehalten wird. Der besondere Anreiz dabei ist, dass Kunden aktiv mitgestalten können, indem sie beispielsweise ihre Meinung an das Unternehmen über Facebook posten können und diese Meinung sowohl von anderen Kunden als auch vom Unternehmen kommentiert werden kann.

Die genannten Trend-Themen geben einen ersten Einblick in aktuelle Entwicklungen in der Welt der Medien. Die Vielfalt der Möglichkeiten und die Geschwindigkeit, mit der sich die Medienbranche entwickelt, erfordern neue Medienkompetenzen, insbesondere im Online-Bereich. Hier werden viele neue Berufsfelder geschaffen und die Berufsaussichten sind hervorragend. So sprechen in einer Befragung des *Bundesverbandes Digitale Wirtschaft* bereits 59 Prozent der befragten Unternehmen von einem „akuten Fachkräftemangel“.¹⁴ Gute Aussichten also für alle, die mit ihrer Begeisterung für Facebook, YouTube, Games & Co. später beruflich auch Geld verdienen wollen.

Literatur:

Arbeitsgemeinschaft Online Forschung (AGOF): Ergebnisbericht „Internet Facts“, verfügbar unter www.agof.de (2.10.2012).

Bundesverband Digitale Wirtschaft (BVDW): Trends der Digitalen Wirtschaft, verfügbar unter: <http://bvdw.org> (2.10.2012).

Themenvorschläge für W-Seminare

- Aktuelle Entwicklungen im Bereich „Social Network“ und seine Auswirkungen auf die Gesellschaft
- Der Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt steckt in einer Krise – welchen Beitrag kann die Digitalisierung zu dessen „Rettung“ leisten?
- Zukunft des Fernsehens in einer digitalen Medienwelt
- Einsatzmöglichkeiten von Social Media für das Marketing in Unternehmen
- Pressefreiheit – Wie frei, unbeeinflusst und unabhängig sind unsere Medien wirklich?
- Trend „Bewegtfilm/Video“. Einsatzmöglichkeiten, Konzeption und Erfolgsfaktoren
- Gaming: Trends, Marktüberblick, Geschäftsmodelle

¹² vgl. Arbeitsgemeinschaft Online Forschung (2012), S. 14.

¹³ vgl. Bundesverband Digitale Wirtschaft (2012), S. 18.

¹⁴ ebd., S. 9.

4.4 Wie gewinne ich wissenschaftliche Daten?

Von Verena Walter

„Traue keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast“ – so heißt es scherzhaft unter Wissenschaftlern. Allerdings verbirgt sich hinter diesem Spruch durchaus eine ernstzunehmende Warnung: Ohne eine gewisse handwerkliche Ausbildung ist das Erheben und Auswerten wissenschaftlicher Daten nahezu unmöglich. Nur bei korrekter Anwendung und Lesart der Methoden ist mit interessanten und belastbaren Erkenntnissen zu rechnen.

In den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften werden unterschiedliche Methoden angewandt. Häufig fällt in diesem Zusammenhang der Begriff der *Empirie*. Die aus dem griechisch stammende Bezeichnung Empirie bezieht sich dabei auf Erfahrungswissen. Ziel ist es also, Erkenntnisse durch Erfahrungen zu gewinnen.

Es finden sich zwei entscheidende Forschungsmethoden in den Wissenschaften, die heutzutage immer häufiger miteinander kombiniert werden: die *quantitativen* und die *qualitativen* Methoden. Unter den quantitativen Verfahren fasst man Untersuchungen zusammen, die sich statistische Methoden zu Nutzen machen. Um signifikante Ergebnisse zu erhalten, werden im Rahmen quantitativ angelegter Untersuchungen häufig sehr hohe Fallzahlen erhoben. Qualitative Verfahren greifen dagegen auf eine wesentlich geringere Anzahl von Untersuchungseinheiten zurück.¹⁵ Ihr Ziel ist es, die Wirklichkeit aus der subjektiven Perspektive des Befragten abzubilden.

Für die Generierung solcher Daten stellt die empirische Sozialforschung eine Vielzahl an Methoden zur Verfügung. Die wohl bekannteste und meist genutzte Form der Datenerhebung ist dabei das *Interview*.¹⁶ Darüber hinaus gibt es jedoch noch viele weitere Möglichkeiten, Daten zu erzeugen. Bei der Wahl der Erhebungsform ist es wichtig, die Fragestellung und den Untersuchungsgegenstand zu berücksichtigen. So ist offensichtlich, dass sich ein quantitatives Untersuchungsdesign für die Befragung von Holocaustüberlebenden zur Traumabewältigung nicht eignet. Für die Erhebung von Merkmalen verschiedener Bildungssysteme oder auch kulturellen und sozioöko-

nomischen Hintergrundmerkmalen¹⁷ ist ein solches Design jedoch durchaus sinnvoll.

Grundsätzlich lassen sich drei Formen der *Befragung* unterscheiden: *das persönliche Interview*, *das telefonische Interview* und *die schriftliche Befragung*. Grundlage für deren Unterscheidung ist die Art der Kommunikation. Aber auch der Grad der Strukturierung oder Standardisierung spielen hier eine Rolle. Es wird differenziert, ob es sich um eine eher unstrukturierte und offene Befragung handelt oder ob beispielsweise mit festen Antwortkategorien gearbeitet wird. Allerdings erhält man bei geschlossenen Fragen keine Informationen, die über die Antwortkategorien hinausgehen. Zum Abfragen von Einstellungen, Überzeugungen, Verhaltensweisen oder sozialstatistischen Merkmalen eignen sich geschlossene Fragen aber durchaus.¹⁸ Generell sollten die Fragen hinreichend präzise, verständlich und kurz formuliert werden. Bei der Frage nach dem Fernsehkonsum könnte dies folgendermaßen aussehen:

Schauen Sie Fernsehen? (Bitte kreuzen Sie an!)

täglich

wöchentlich

monatlich

nie

Eine offene Frage, mit der auch Antworten erfasst werden, die außerhalb des vorgegebenen Rahmens liegen, könnte wie folgt lauten: „Geben Sie bitte eine Schätzung an. Wie viele Stunden Fernsehen haben Sie gestern geschaut?“¹⁹

Ein weiteres Erhebungsverfahren in den Sozialwissenschaften ist die *Beobachtung*. Darunter wird das Beobachten von menschlichen Handlungen, sprachlichen Äußerungen, nonverbalen Reaktionen und anderen sozialen Merkmalen, wie zum Beispiel Kleidung, Symbole oder Gebräuche, verstanden. Nicht zu unterschätzen ist dabei das Problem der Verzerrung durch selektive Wahrnehmung oder auch das Problem der (Fehl-)Interpretation des beobachteten sozialen Geschehens. Die Bedeutung verschiedener Handlungen, Gesten etc.

hängt häufig nicht nur von der Kultur, sondern auch vom Sozialmilieu, der religiösen Zugehörigkeit und anderen Aspekten ab.²⁰ Beobachtungen finden in aller Regel vor jeder Untersuchung und unabhängig vom Forschungsdesign statt. Um den Untersuchungsgegenstand und das Forschungsfeld also präzise zu bestimmen, ist dies ein erster notwendiger Schritt. Solche Beobachtungen werden dann in Form von Protokollen festgehalten. Nicht selten fließen diese dann zu einem späteren Zeitpunkt in die Datenauswertung mit ein.²¹

Unpopulärer, jedoch methodisch häufig sehr sinnvoll sind die *Inhaltsanalyse* und *Spurenmessung*. Die Inhaltsanalyse befasst sich nicht nur mit Texten, auch Filme oder Bilder dienen durchaus als Gegenstand der Analyse. Dabei stehen nicht nur inhaltliche Aspekte im Vordergrund, sondern auch formale Gesichtspunkte, wie zum Beispiel stilistische Merkmale, der Satzbau oder die Satzlänge oder auch die Gebrauchshäufigkeit von Verben. Anwendung findet die inhaltsanalytische Forschung im Bereich der Massenkommunikation, so zum Beispiel bei der Erforschung von Kriegspropagandamaterial, literarischen Texten oder Musikstücken. Da es in aller Regel in solchen Fällen nicht an Material mangelt, ist es bei der Inhaltsanalyse besonders wichtig, mit einer bereits formulierten Hypothese oder einer präzisen Fragestellung an die Analyse heranzugehen.²²

Unter *Nicht-reaktive Erhebungsmethoden* fallen *Feldexperimente*, häufig kombiniert mit der Erhebungsmethode des Beobachtens sowie die Untersuchung von Verhaltensspuren. Nicht-reaktiv heißt hier, dass der Messvorgang das Messergebnis nicht beeinflussen oder verfälschen kann. Während die Forscher bei einem Feldexperiment direkt auf das Geschehen Einfluss nehmen, handelt es sich bei der Untersuchung von Verhaltensspuren in der Regel um Daten, die im Ablauf sozialer Prozesse natürlich entstehen.²³

Literatur:

- Bundesministerium für Bildung und Forschung: Vertiefender Vergleich der Schulsysteme ausgewählter Pisa-Teilnehmerstaaten, Bonn/Berlin 2007, verfügbar unter <http://www.bmbf.de/pub/pisa-vergleichsstudie.pdf> (2.10.2012).
- Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung, Hamburg 2004 (12. Auflage).
- Ebster, Claus/Stalzer, Lieselotte: Wissenschaftliches Arbeiten für Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, Wien 2008 (3. Auflage).
- Przyborski Aglaja/Wohlrab-Sahr Monika: Qualitative Sozialforschung, München 2010.

¹⁵ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 138 f.

¹⁶ vgl. Diekmann 2004, S. 371.

¹⁷ vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung (2007).

¹⁸ vgl. Diekmann 2004, S. 373 f.

¹⁹ vgl. Diekmann 2004, S. 410 f.

²⁰ vgl. Diekmann 2004, S. 458 f.

²¹ vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 53 f.

²² vgl. Diekmann 2004, S. 481 f.

²³ vgl. Diekmann 2004, S. 517 f.

4.5 Formale Kriterien wissenschaftlichen Arbeitens

Von Stefan Synek

Wissenschaftliche Arbeiten müssen bestimmten formalen Kriterien entsprechen, die in der Regel vom jeweiligen Fachgebiet vorgegeben werden. Die formalen Vorgaben sind zudem abhängig von der Art und dem Umfang der jeweiligen Arbeit. Allen wissenschaftlichen Arbeiten gemein ist jedoch die Anwendung einer korrekten Zitiertechnik – sie ist das zentrale Kriterium wissenschaftlichen Arbeitens.

Teil der formalen Vorgaben ist es zunächst, eine Begrenzung des Arbeitsumfangs nach Seitenzahl sowie nach Bearbeitungszeit festzulegen. Auch die Abgabeform (zum Beispiel Print, CD) und Abgabeanzahl der W-Seminar-Arbeit ist zu bestimmen. Daneben gelten für die gesamte wissenschaftliche Arbeit feste Formatierungsvorgaben, die im Normalfall folgende Bereiche betreffen: Format der Arbeit, Schriftart und Schriftgröße, Fußnotenschriftgröße, Zeilenabstände, Seitenränder, Textausrichtung, Angabe und Ausrichtung der Seitenzahlen, Absatzgestaltung, Überschriftgestaltung, Kennzeichnung von Eigennamen.

Neben den allgemeinen formalen Vorgaben zum Erstellen einer wissenschaftlichen Arbeit gibt es zentrale Strukturelemente, die einer Arbeit einen stringenten Aufbau verleihen. Diese lassen sich in Rahmenelemente und Textelemente unterteilen.

Im Folgenden werden die für wissenschaftliche Arbeiten typischen Rahmenelemente aufgelistet und beschrieben. Zu den zwingend festen Bestandteilen gehören dabei lediglich das Titelblatt, das Inhaltsverzeichnis, der Kern der Arbeit (Einleitung, Hauptteil, Schluss), das Literaturverzeichnis sowie die Eidesstattliche Erklärung:

1. Titelblatt
2. Vorwort
3. Inhaltsverzeichnis
4. Abbildungsverzeichnis
5. Tabellenverzeichnis
6. Abkürzungsverzeichnis

7. Kern der Arbeit (Einleitung, Hauptteil, Schluss)
8. Literaturverzeichnis
9. Anhang
10. Eidesstattliche Erklärung

Das *Titelblatt* sollte folgende Informationen enthalten: den Titel der Arbeit, das konkrete W-Seminar, das Gymnasium nebst Logo, den Namen des Lehrers, den Namen (plus Schulklasse) des Verfassers sowie das Datum der Abgabe. Ein *Vorwort* findet sich nur selten in W-Seminar-Arbeiten; es enthält ausschließlich persönliche Anmerkungen des Autors. Inhaltliche Informationen, die für das Verständnis der Arbeit notwendig sind, sollten im Vorwort nicht enthalten sein.²⁴ Das *Inhaltsverzeichnis* gibt die Gliederung der Arbeit wieder. Es soll dem Leser erleichtern, bestimmte Inhalte oder Rahmenelemente sowie den Aufbau einer Arbeit unmittelbar aufzufinden. Ein Abbildungs- sowie ein Tabellenverzeichnis werden jeweils nur dann eingefügt, wenn die Arbeit mindestens eine Abbildung bzw. Tabelle enthält. Im jeweiligen Verzeichnis werden die Abbildungen bzw. Tabellen mit Abbildungs-/Tabellenname und Seitenverweis angegeben. Die Quellen der Abbildungen und Tabellen werden nicht in den beiden Verzeichnissen, sondern im Literaturverzeichnis erfasst. Ein *Abkürzungsverzeichnis* sollte nur in Ausnahmefällen verwendet werden. Es werden nur die Abkürzungen aufgeführt, die sich nicht im Duden wiederfinden. Die Abkürzungen sind im Verzeichnis alphabetisch geordnet.

Das *Literaturverzeichnis* folgt in der Regel unmittelbar auf den Textteil einer Arbeit und enthält alle in der Arbeit direkt oder indirekt zitierten Quellen in alphabetischer Anordnung. Quellen, die zwar gelesen, jedoch weder direkt noch indirekt zitiert wurden, werden nicht in das Literaturverzeichnis aufgenommen.²⁵ Einen *Anhang* findet man nur selten in W-Seminar-Arbeiten, sondern meist ausschließlich in umfangreicheren Arbeiten (Bachelor-/Master-Arbeiten, Dissertationen, Projektarbeiten). Informationen, die typischerweise in den Anhang gehören, sind Materialien, die für das Verständnis der Arbeit und die Dokumentation der verwendeten Methodik notwendig sind (zum Beispiel Fragebögen, Berechnungen oder Interviews) sowie

unveröffentlichte Dokumente, auf die im Text verwiesen wird (zum Beispiel interne Unternehmenspräsentationen). Die letzte Seite einer W-Seminar-Arbeit bildet immer eine *Eidesstattliche Erklärung*, die mit Ort, Datum und Unterschrift versehen wird.

Einleitung, Hauptteil und Schlussabschnitt – die drei zentralen Textelemente

Der inhaltliche Teil einer wissenschaftlichen Arbeit beginnt stets mit einer *Einleitung*. Diese soll den Leser in das Arbeitsthema einführen und das Interesse für die Arbeit wecken. Sie beinhaltet zudem die Problemstellungen und die konkrete Fragestellung der Arbeit. Am Ende der Einleitung wird eine kurze Vorschau auf die folgenden Abschnitte (Kapitelvorstellung) gegeben.

Im *Hauptteil* der Arbeit sollte die Fragestellung mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden bearbeitet werden. Dazu werden in den meisten Fällen mehrere Kapitel benötigt, die wiederum aus mehreren Abschnitten bestehen. Wie viele Kapitel optimaler Weise verwendet werden, ist von Art und Umfang der Arbeit abhängig. Als Faustregel kann man davon ausgehen, dass für jeden Teilaspekt, der die wissenschaftliche Fragestellung umfasst, ein eigenes Kapitel eingefügt werden muss.²⁶

Eine wissenschaftliche Arbeit endet mit dem *Schlussabschnitt*. In diesem sollten die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit zusammenfasst, praktische Implikationen herausgearbeitet und Ideen für zukünftige Forschungen entwickelt werden. Im Schlussteil sollten alle Fragestellungen, die bereits in der Einleitung zur Sprache kamen, beantwortet werden. Es sollten jedoch keine inhaltlich neuen Aspekte mehr aufgeführt werden. Der Schlussteil erlaubt dem Schüler, auf Basis des wissenschaftlich fundierten Hauptteils eigene Schlussfolgerungen in die Arbeit einzubringen.²⁷

Richtig zitieren in wissenschaftlichen Arbeiten

Grundsätzlich gilt, dass jeder Gedanke, der nicht vom Schüler selbst, sondern von einem anderen stammt, kenntlich gemacht werden muss. „Wer einen fremden Text wörtlich oder sinngemäß in seine wissenschaftliche Arbeit übernimmt, ohne ihn entsprechend zu markieren [d. h., korrekt zu zitieren], macht sich des Plagiats schuldig.“²⁸

Präzise Quellenangaben und Zitate sind daher nicht Ausdruck mangelnder Kreativität, sondern zeugen von einem umfassenden Studium der Literatur. Quellenverweise erfolgen in wissenschaftlichen Arbeiten über die Kurzzitiertechnik im Text. Dabei ist es unerheblich, ob man einen fremden Autoren direkt (wörtliches Zitat) oder indirekt (sinngemäßes Zitat) zitiert. Während indirekte Zitate in wissenschaftlichen Arbeiten regelmäßig verwendet werden, sollten direkte Zitate sparsamer eingesetzt werden.²⁹ Die Verwendung von direkten Zitaten eignet sich vor allem für die Kenntlichmachung wichtiger Experten-Statements oder anderer Aussagen, die von zentraler Bedeutung für die Argumentation in der Arbeit sind.

Bei einem *wörtlichen Zitat* muss der zitierte Text buchstabengetreu wiedergegeben werden, das heißt, Rechtschreibfehler oder eine veraltete Orthographie werden unverändert übernommen. Der zitierte Text steht in einem wörtlichen Zitat immer in Anführungszeichen. Dabei ist zu beachten, dass das einleitende Anführungszeichen unten und das Zitat beendende Anführungszeichen oben steht. Die Quellenangabe hinter direkten Zitaten oder als Fußnote erfolgt stets nach folgendem Muster: Nachname [Jahr der Quellenveröffentlichung], S. xy.

Beispiel: „Bereits in der Oberstufe erlernen Schüler die korrekte Zitiertechnik.“ (Autor XY [Jahr der Quellenveröffentlichung], S. 24)

Wird innerhalb eines Zitates ebenfalls zitiert (Zitat im Zitat), so steht das innen stehende Zitat in einfachen Anführungszeichen.

Beispiel: „Von 1930 an ging der Weg von der Demokratie hin zum ‚totalen Staat‘.“ (Autor XY [Jahr der Quellenveröffentlichung], S. 24)

Ein *indirektes Zitat* zeichnet sich dadurch aus, dass eine Aussage eines Autors sinngemäß mit eigenen Worten wiedergegeben wird. Im Gegensatz zu einem wörtlichen Zitat müssen sinngemäße Zitate nicht durch Anführungszeichen gekennzeichnet werden. Die Quellenangabe hinter indirekten Zitaten erfolgt stets nach folgendem Muster:

vgl. Nachname [Jahr der Quellenveröffentlichung], S. xy.

Beispiel: Lehrer Schmidt entwickelte verschiedene Übungen für Schüler, damit die richtige Zitiertechnik erlernt werden kann (vgl. Autor XY [Jahr der Quellenveröffentlichung], S. 24)

Erstreckt sich ein verwendetes Zitat in der Originalquelle über zwei Seiten, so wird in der Fußnote hinter der Seitenzahl ein „f.“ für „folgende“ eingefügt. Erstreckt sich das Zitat über drei oder mehr Seiten, erfolgt hinter der Seitenzahl eine Kennzeichnung mit „ff.“ für „fortfolgende“ (gilt auch für direkte Zitate).

Bei der Kurzzitiertechnik wird zumeist zwischen zwei gängigen Zitierstilen unterschieden, um Quellen im Text kenntlich zu machen: Beim *Harvard Style* wird am Ende des zitierten Textabschnitts eine hochgestellte Zahl gesetzt, die Quellenangabe erfolgt dann über eine Fußnote am Ende der Seite. Beim *Chicago Style* erfolgt die Quellenangabe in Klammern direkt hinter dem zitierten Textabschnitt. Welcher Zitierstil angewendet wird, ist von der jeweiligen Fachdisziplin abhängig. Wichtig ist hier, dass der Stil, einmal ausgewählt, für die gesamte Arbeit beibehalten wird.

Literatur:

Brink, Alfred: Anfertigung wissenschaftlicher Arbeiten. Ein prozessorientierter Leit-faden zur Erstellung von Bachelor-, Master- und Diplomarbeiten in acht Lern-einheiten, München 2007 (3. Auflage).

Ebster, Claus/Stalzer, Lieselotte: Wissenschaftliches Arbeiten für Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, Wien 2008 (3. Auflage).

Kornmeier, Martin: Wissenschaftliches Schreiben leicht gemacht: für Bachelor, Mas-ter und Dissertationen, Bern/Stuttgart/Wien 2009 (2. Auflage).

²⁴ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 72.

²⁵ vgl. Brink 2007, S. 195 f.

²⁶ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 74.

²⁷ vgl. Kornmeier 2009, S. 151 f.

²⁸ Brink 2007, S. 209.

²⁹ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S. 116.

4.6 Warum es sich lohnt, das Handwerk des wissenschaftlichen Schreibens zu erlernen

Von *Katrin Frank*

Noch bevor der erste Buchstabe zu Papier gebracht wurde, bekommen es viele Schüler mit der Angst. Einzig positive Schreiberlebnisse können hier entgegenwirken. Deshalb sollten die Regeln des wissenschaftlichen Schreibens und Formulierens schon früh geübt werden. Studien belegen: Selbst viele Studierende haben noch Angst vor dem Schreiben. Sie ängstigen sich davor, etwas Falsches zu Papier zu bringen, fürchten das Urteil anderer und die eigene Disziplinlosigkeit.³⁰ Um dieser Angst zu begegnen, ist es wichtig, viele positive Schreibereferenzen zu sammeln. Wenn man die Vorgaben für einen wissenschaftlichen Sachtext kennt und die Besonderheiten einer Argumentation berücksichtigt, kann man mit ein wenig Übung sehr schnell zu guten Resultaten kommen.

Damit sich eben jene positiven Schreiberlebnisse einstellen, ist es bei der Erstellung einer wissenschaftlichen Arbeit oberstes Gebot, die formalen Anforderungen zu erfüllen (siehe Kapitel 4.5). Daneben muss aber auch der Schreibstil, der Umgang mit wissenschaftlichen Fachbegriffen und Definitionen und der sinnvolle Aufbau einer Argumentation beachtet werden – nur dann ist den wissenschaftlichen Kriterien eines Sachtextes Genüge getan.

Anfänglich steht die Überlegung, für wen der Text verfasst wird. Die Zielgruppe ist, anders als bei narrativen Erzählungen oder journalistischen Reportagen, nicht die breite Öffentlichkeit, sondern vor allem der Lehrer, der das W-Seminar hält. Dementsprechend geht man von gewissen Vorkenntnissen der Leserschaft aus. Dennoch müssen Fachbegriffe in einem wissenschaftlichen Sachtext kontextbezogen definiert werden, da sie in der alltäglichen Sprache häufig in einem falschen Zusammenhang und missverständlich verwendet werden. Von grundlegenden Definitionen kann man absehen, nur die dem Vertiefungsthema explizit zugeordneten Fachbegriffe sollten erklärt werden. Es wird hier eindeutig festgelegt, welche Bedeutungen den Begriffen in der Arbeit zukommen und wie sie dem Fachgebiet entsprechend verwendet werden.³¹

Auch ein übertriebener Einsatz von Fremdwörtern ist nicht angemessen. Die wissenschaftlich-inhaltliche Qualität des Textes steigert sich nicht durch eine erhöhte Anzahl von Fremdwörtern. Die Verwendung ist nur dann gerechtfertigt, wenn keine adäquate deutsche Formulierung existiert. Generell ist darauf zu achten, dass man bei der Ausformulierung seiner Argumente bei einem sachlich präzisen und argumentativen Schreibstil bleibt. Redewendungen, Alltagsweisheiten, bildhafte und narrative Sprache oder umgangssprachliche Ausdrücke gefährden die Wissenschaftlichkeit und Seriosität der W-Seminararbeit und sollten deshalb vermieden werden. Vor allem blumige Ausschmückungen und lange Schachtelsätze können die Lesbarkeit des Textes beeinträchtigen.³² Es gilt, mit kurzen Sätzen klare Aussagen zu treffen und einen wissenschaftlich komplizierten Sachverhalt in inhaltlich-aussagekräftigen Worten verständlich darzustellen.

Ein weiteres wichtiges Gütekriterium des wissenschaftlichen Arbeitens ist die Objektivität des Verfassers. Das heißt, Wertungen, subjektive Einstellungen, persönliche Meinungen haben in einer wissenschaftlichen Arbeit nichts verloren und sollten auch in der Einleitung und dem Schlussteil nicht eingesetzt werden. Um dies zu gewährleisten, ist die Vermeidung der Ich-Form essenziell. Die Aufgabe liegt nicht darin, den Leser zur Adaption einer Einstellung zu bewegen, sondern vielmehr, mit Hilfe einer logisch aufgebauten Argumentation zu überzeugen.³³

Ein Gedankengang muss für den Leser klar verständlich und nachvollziehbar sein. Daher muss die Wortwahl genauso wie die Satzabfolge in einen logischen Aufbau gebracht werden. Um dies zu ermöglichen, empfiehlt es sich, Gedanken zu gruppieren und in Abschnitte zu gliedern. So wie man eine wissenschaftliche Arbeit in einem Inhaltsverzeichnis strukturiert, werden die Gliederungspunkte wiederum in Absätze unterteilt.³⁴ Jeder Absatz muss in sich stimmig einer vierteiligen Argumentation folgen: Am Anfang stellt man eine Behauptung auf, die es in einem zweiten Schritt zu belegen bzw. beweisen gilt. Mithilfe von passenden Beispielen kann man der Aussage mehr Kraft verleihen. Die Schlussfolgerung soll das zuvor Niedergeschriebene zusammenfassen und die These bestätigen oder verwerfen.

Literatur:

- Bänsch, A./Alewell, D.: Wissenschaftliches Arbeiten, 10. Aufl., München, 2009.
- Ebster, C./Stalzer, L.: Wissenschaftliches Arbeiten für Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, 3. Aufl., Wien, 2008.
- Pyerin, B.: Kreatives wissenschaftliches Schreiben. Tipps und Tricks gegen Schreibblockaden, 3. Aufl., Weinheim/München, 2007.
- Standop & Meyer: Die Form der wissenschaftlichen Arbeit. Grundlagen, Technik und Praxis für Schule, Studium und Beruf, 18. Aufl., Wiesbaden, 2008.
- Theisen, M.: Wissenschaftliches Arbeiten, 15. Aufl., München, 2011.

³⁰ vgl. Pyerin 2007, S. 24.

³¹ vgl. Ebster/Stalzer 2008, S.83.

³² vgl. Standop/Meyer 2008, S.20.

³³ vgl. ebd., S. 17.

³⁴ vgl. Bänsch/Alewell 2009, S. 32.